

WIRTSCHAFT

Rinder gegen die Armut

Kostenlose Kühe für mittellose Bauern – so bekämpft Ruandas Regierung den Hunger. Doch die Landwirte müssen den Umgang mit den Tieren erst lernen

JULIA ROTENBERGER

Etwas Ackerland auf einem Hügel, ein Haus aus Lehm – das ist die Welt von Aurelia Mukandangiri. Mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihren Kindern lebt sie in Kicukiro, einem Vorort auf einem der Hügel von Ruandas Hauptstadt Kigali. Kein Bus fährt über die mit Schlaglöchern übersäte Straße zu ihrem Haus. Nicht mal eins der röhrenden Motorradtaxen, die überall in der Stadt zu sehen sind, wirbelt den roten Staub auf. Wer hier hoch kommt, geht zu Fuß. Doch Aurelia ist keine arme Frau mehr, denn in ihrem Haus muht es. Indibori – übersetzt „die Kuh Schönheit“ – kaut langsam am Heu, das vor ihr auf dem Futtertrog liegt. Aus dicken Ästen und Stroh ist um sie herum ein Stall gebaut. Mit ihren runden, sanften Augen und hellbraunem Fell ist sie der ganze Stolz der Familie Mukandangiri. Vor sieben Jahren hat Aurelia ihre Kuh von der ruandischen Regierung bekommen. Sie ist eins von 198.000 Tieren, die durch das „Girinka“-Programm ein Zuhause gefunden haben. „Girinka“ heißt auf der Landessprache Kinyarwanda so viel wie „Du darfst eine Kuh haben“. Seit 2006 verteilen ruandische Beamte zusam-

men mit ausländischen Nichtregierungsorganisationen (NGOs) die Tiere an Bauern. Es ist wohl eines der ambitioniertesten Entwicklungshilfe-Experimente Afrikas. 1,6 Milliarden Ruanda-Francs (etwa 1,7 Millionen Euro) ließ sich die ruandische Regierung die Kühe allein im vergangenen Jahr kosten. Darin enthalten sind 5000 neue Tiere plus die Besamung der bereits vorhandenen Kühe in 30 Provinzen des Landes. Dabei ist die Regierung zwar der größte, aber nicht der einzige Finanzier: Organisationen wie „Heifer International“ oder „Send a Cow“ helfen dabei, das Programm umzusetzen. Sie spenden Tiere und Geld.

Das Programm baut wieder auf, was vor 20 Jahren zerstört wurde. Während des Völkermordes 1994 starben in Ruanda knapp eine Million Menschen – und ihre Tiere. Laut UNICEF starben binnen weniger Monate bis zu 90 Prozent aller Rinder in Ruanda, darunter viele Milchkühe. Hungrige Milizen schlachteten die Tiere oder sie gingen ein, weil sich keiner mehr um sie kümmern konnte. Denn viele Hirten gehörten zur Bevölkerungsgruppe der Opfer, der Tutsi. Vor dem Bürgerkrieg waren die Rinder ein Statussymbol und oft Gegenstand von Neid: Unter der belgischen Kolonialherrschaft in den 1950er-

Jahren entschied ihre Anzahl darüber, wer zur Bevölkerungsgruppe der „Hutu“, der „Tutsi“ oder der „Twa“ gehörte. Hatte jemand mehr als zehn Kühe, stand in seinem Ausweis „Tutsi“. Er wurde von den Kolonialherren bevorzugt behandelt, erhielt bessere Bildung und Jobs. Kühe wurden so zum Symbol einer verhassten Machtelite. Heute sind die Tiere das genaue Gegenteil: ein Geschenk an die Armen. Als arm gilt, wer weniger als drei Viertel Hektar Land hat und noch keine Kuh besitzt. Zu Beginn des Programms waren es knapp 669.000 Familien.

In manchen Regionen, wie etwa in der Provinz Bugesera im Osten des Landes, hatten bis zu 40 Prozent der Bewohner nicht genug zu essen. Wie viele Kühe in welche Provinz des Landes kommen, entscheidet Andrew Kagabo. An der Wand in seinem Büro hängt das Bild des ruandischen Staatspräsidenten Paul Kagame. In einer Ecke liegt eine ovale Kanne aus Holz, in der die Bauern früher ihre Milch lagerten. Der 54-Jährige hat Tiermedizin studiert. Heute beschäftigt sich der Programm-Koordinator aber oft mit Zahlen und seltener mit Tieren. „Ziel ist es, 2017, wenn das Programm ausläuft, 350.000 Tiere verteilt zu haben“, sagt er. Schon im kommenden Jahr sollen rund 255.000

„Girinka“-Kühe auf Ruandas Weiden grasen. 198.000 tun es bereits. Wie sein Arbeitgeber, die ruandische Regierung, weiß auch Kagabo um die Bedeutung der Tiere für die Bevölkerung: „Wer dir eine Kuh schenkt, ist dein Freund“, sagt er.

Das Geschenk ist allerdings an Bedingungen geknüpft: Bekommt die Kuh ein weibliches Kalb – eine Färsche –, muss der Besitzer sie an seinen Nachbarn geben. Männliche Kälber darf er behalten. Der Nachbar seinerseits ist verpflichtet, die erste Färsche weiterzugeben. „Girinka“ ist also ein Schneeballsystem, das mit der Zeit immer größer wird. Inzwischen stammen 64 Prozent der neuen Kühe aus dem Programm selbst. Wer eine Färsche bekommt, entscheidet jedoch nicht die Bewohner eines Dorfes, sondern Beamte, erzählt Kagabo. Die wartenden Familien sind auf eine Liste eingetragen. So kann es durchaus passieren, dass jemand ein Kalb von einer ehemals verfeindeten Familie geschenkt bekommt.

Nicht nur zur Bekämpfung von Hunger und zur Versöhnung tragen die Kühe bei. Sie sind inzwischen auch ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor. In den vergangenen zwei Jahren ist die Milchproduktion Ruandas um elf Prozent gestiegen. 2013 löste Milch sogar Kaffee als Exportgut Nummer eins ab. Damit ist Milch eine wichtige Devisenquelle des kleinen Binnenstaates im Osten Afrikas: 22 Millionen Dollar (17,6 Millionen Euro) Devisen hat Ruanda im vergangenen Jahr damit erwirtschaftet, mit Kaffeebohnen dagegen rund 17 Millionen Dollar. Sogar auf die neue 500-Ruanda-Franc-Banknote hat es die Kuh geschafft, während auf der Rückseite drei Jugendliche mit Laptops arbeiten. Auf den Geldscheinen zu sehen sind dicke, schwarz-weiß gefleckte Holsteiner. Sie haben wenig mit den Kühen zu tun, die Jahrhunderte lang auf Ruandas Hügeln grasten. Traditionell hielten die Bauern die in der Region verbreiteten Ankole- oder Watussi-Rinder. Sie waren dabei stets mehr als nur bloße Nutztiere: Vor der Kolonialisierung hielt der ruandische

König Paraden ab, bei denen er die schönsten seiner Tiere, die großen, geschwungenen Hörner geschmückt, seinen Untertanen vorführte.

Inzwischen geht in den Ställen vieler ruandischer Bauern Leistung vor Schönheit. Europäische Rassen lösen nach und nach die einheimischen ab. Viele der Zuchtkühe werden gezielt in die einheimischen Rassen eingekreuzt. Um Teil des Girinka-Programms zu werden, müssen sie mindestens zur Hälfte von europäischen Vorfahren abstammen. Andrew Kagabo findet das richtig: „Die Schönheit der afrikanischen Kühe ist zwar einzigartig“, sagt er. „Aber sie brauchen viel Weideland und geben wenig Milch. Um Überschüsse zu erwirtschaften, brauchen wir effizientere Rassen.“ Das sind vor allem Holsteiner. In Europa kann eine solche Kuh bis zu 30 Liter Milch am Tag geben.

„Um Überschüsse zu erwirtschaften, brauchen wir effizientere Rassen“

Unter den Bedingungen in Ruanda weniger: „Eine Holsteiner Kuh gibt hier bis zu 15 Liter am Tag. Eine Ankole- oder Watussi-Kuh vielleicht zwei Liter“, erklärt Kagabo.

Doch die Exoten geben nicht nur viel Milch – sie bereiten auch Probleme. Elisee Kamanzi hat damit täglich zu tun. Er ist Projekt-Manager bei Heifer International, der größten NGO, die das Girinka-Programm unterstützt. Sie betreut mehr als die Hälfte der Familien, die Regierung dagegen nur ein Fünftel.

Die Mitarbeiter gehen in die Dörfer und achten darauf, dass die Tiere ihre Besitzer nicht überfordern. „Die Bauern finden es schwierig, sich um die exotischen

Rassen zu kümmern“, sagt Kamanzi. Das heiße Klima setze den Tieren zu. Ein weiteres Problem: „Viele der Farmer hatten noch nie in ihrem Leben Tiere oder sie haben sie während des Völkermords verloren.“ Sie hätten verlernt, wie man eine Kuh pflegt. „Wir müssen sie erst langsam wieder an die Tiere heranführen“, erzählt Kamanzi. Die Helfer achten deshalb darauf, dass die Kuh die ersten Impfungen bekommt und auch einen Stall zum Leben hat. Manchmal helfe das ganze Dorf der armen Familie, einen Stall zu bauen, erzählt Kamanzi. Die Maßnahmen seien notwendig, denn am Ende sparen sie Geld: Etwa 800.000 Ruanda-Francs – umgerechnet rund 900 Euro – kostet eine reinrassige Zucht-Kuh. Die meisten von ihnen stammen aus dem Nachbarland Uganda. Sie direkt aus Europa einzuführen sei schlicht zu teuer.

Nur wenige Tiere kommen tatsächlich aus Europa, zum Beispiel als gespendete Tiere aus Irland. Solchen Kühen fällt die Anpassung an das neue Klima, Futter und die Melktechnik ihrer neuen Besitzer besonders schwer. Sie an Bauern zu verschenken, die nicht mit ihnen umgehen können, könne sich niemand leisten, so Kamanzi. Auch Aurelia Mukandangiri hat ein Training absolviert, bevor sie ihre Indibori bekam. Trotzdem hat sie Angst, dass die Kuh krank werden könnte. Zwei Mal ist das schon passiert. „Wir mussten das den Beamten melden, ein Tierarzt kam dann auch. Aber wir mussten ihn selber bezahlen“, sagt sie.

In der Regel übernimmt das Programm nur die Kosten für die ersten Impfungen und die medizinische Versorgung in den ersten Monaten beim neuen Besitzer. Die Kuh habe sich für sie gelohnt, erzählt Aurelia, Mühen und Kosten zum Trotz. Vor einigen Monaten hat die Familie ein Kalb von Indibori verkauft. 180.000 Ruanda-Francs – 190 Euro – hat Aurelia das Tier eingebracht. „Von dem Geld habe ich das Haus renoviert“, erzählt sie und zeigt auf die frisch in Rot gestrichene Tür und die Fensterrahmen ihres Hauses.



Für Aurelia Mutangangi hat sich das Leben mit ihrer Kuh Indibori gelohnt. Kürzlich konnte sie ein Kalb für 190 Euro verkaufen

ANZEIGE

Immobilien Exposé

Köln – Marienburg
Exklusive Eigentumswohnungen

Das Lindenpalais liegt mitten im Villenviertel von Marienburg. Das Umfeld ist geprägt von repräsentativen Anwesen mit weitläufigen Grünflächen und prächtigen Alleen. Hier entstand ein Quartier von erhabener Eleganz, mit luxuriösen Wohnungen in stilvollen Stadtvillen. Von vornherein war es Anspruch und Ziel der Baumeister, mit dem Ensemble Lindenpalais etwas zu schaffen, das sich harmonisch in die Marienburg einfügt und gleichzeitig einen eigenen Stil verkörpert. Durch ihre imposante Erscheinung definieren die Villen in jedem Detail

einen Standard wie er heute nur noch selten erreicht wird. Alle Wohnungen sind geprägt vom Besonderen. Die großzügigen Grundrisse sorgen für hohen Wohnkomfort und bodentiefe Fenster für lichtdurchflutete Räume. Attraktive Terrassen, Balkone oder Dachterrassen sind genauso selbstverständlich wie der barrierefreie Zugang. Die Verarbeitung der erlesenen Materialien ist nicht auf Fassade, sondern auf Nachhaltigkeit und stilvolle Eleganz ausgelegt. Im Lindenpalais wurde nichts dem Zufall überlassen, sondern Meistern Ihres Fachs.

Projektdaten

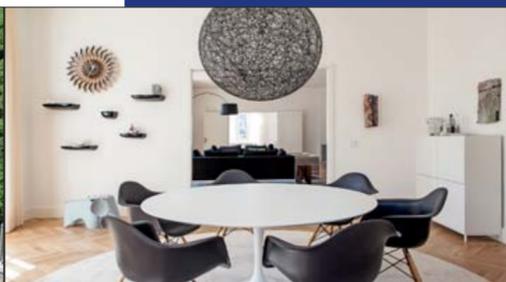
2 – 8-Zimmer-Wohnungen
90 – 381 m² Wohnfläche
Kaufpreise ab 450.000,- €
auserlesene Ausstattung
Tiefgarage u.v.m.

Lassen Sie sich begeistern!



GREIF & CONTZEN
IMMOBILIENMAKLER • IVD

Pferdmengestraße 42 • 50968 Köln (Marienburg)
Tel. +49 221 93 77 93 - 360 • Fax +49 221 93 77 93 - 77
wohnungen@greif-contzen.de • www.greif-contzen.de



www.lindenpalais.de

Kenia statt Brasilien

„Welt“-Unternehmerforum diskutiert über die Märkte der Zukunft

BIRGER NICOLAI

Früher war vielleicht nicht alles besser, aber wahrscheinlich vieles einfacher. So empfinden es zumindest zahlreiche deutsche Firmen, die ihre Produkte im Ausland herstellen oder verkaufen wollen. Denn galten die sogenannten BRIC-Staaten bis vor Kurzem als absolute Zukunftsmärkte, so schwächelt deren Wirtschaft derzeit oder rutscht sogar in die Rezession.

Doch selbst wenn die Konjunktur – wie etwa in China – noch wächst, tauchen immer neue Hindernisse für deutsche Unternehmen auf: Der niedersächsische Mittelständler Lavera zum Beispiel, der Biokosmetik produziert, bekommt für seine Cremes in dem Land keine Zulassung. „Wir müssen für eine Verkaufserlaubnis in China Tierversuche nachweisen, die wir mit unseren Produkten gemacht haben“, sagte Klaus Fischer, kaufmännischer Leiter von Lavera, beim „Welt“-Unternehmerforum in Hannover zum Thema Zukunftsmärkte. Versuche an Tieren seien für seine Firma aber gar nicht denkbar.

Ob es die „Next Eleven“, die „Future Seven“ oder schlicht die Asean-Staaten Südostasiens sind: Griffige Schlagworte für die zukünftigen Märkte rund um den Globus gibt es einige. Rund 100 Mittelständler, Verbandsvertreter, Manager und Politiker diskutierten darüber in Hannover auf der Veranstaltung der „Welt“ und der HypoVereinsbank Unicredit Bank.

Doch wie sind die Perspektiven deutscher Firmen im Ausland? In Zeiten, in denen das globale Wirtschaftswachstum kaum mehr als drei Prozent erreicht, sind Erfolge auf den Weltmärkten keine Selbstverständlichkeit. Brasilien verzeichnet bereits ein negatives Wachstum, Chinas Steigerungsraten liegen zwischen deutlich unterhalb der Zehn-Prozent-Marke. „Wir müssen uns auf eine neue Normalität mit deutlich niedrigeren Steigerungsraten einstellen“, sagte Volker Treier, stellvertretender Hauptgeschäftsführer des Deutschen Industrie- und Handelskammertages (DIHK). Nach einer aktuellen Umfrage unter den weltweit 120 DIHK-Vertragspartnern wird der Welthandel im laufenden Jahr nur noch um 3,5 Prozent wachsen. Wesentlich ausgelöst wird diese im Vergleich zu den Vorjahren niedrigere Zahl durch die „fragilen Fünf“: Brasilien, Indien, Indonesien, Südafrika und die Türkei gelten derzeit als wirtschaftliche Krisenländer.

„Das Jahr 2014 ist ein enttäuschendes. Auch in Deutschland wird der Aufschwung wieder einmal vertragen“, sagte DIHK-Vizechef Treier. Für Deutschland erwartet seine Organisation ein Wachstum von knapp einem Prozent. Selbst wenn der Bundesverband der Industrie (BDI) etwas optimistischer ist und mit gut einem Prozent rechnet, herrscht auch hier eine neue Bescheidenheit. „Über zwei Prozent wird ein Wachstum in Deutschland nicht mehr hinausgehen“, sagte Stefan Mair, Mitglied der Hauptgeschäftsführung des BDI.

Die Experten sind sich einig, dass der Drang zur Internationalisierung die deutschen Firmen wettbewerbsfähiger gemacht hat. Immerhin beschäftigen Unternehmen aus Deutschland heute rund 6,6 Millionen Arbeitnehmer im Ausland. Laut DIHK ist kein anderes Exportland so wenig von einer einzigen Region abhängig. „Auch kleine Firmen aus Deutschland grasen die internationalen Märkte sehr systematisch nach Chancen ab“, sagte Jan Kupfer, Bereichsvorstand der HypoVereinsbank. Allerdings machen sie das oft auf eigene Faust und ohne Unterstützung der Politik. Ein gemeinsames Auftreten der Bundesländer im Ausland gibt es bislang kaum. „In der Außenwirtschaft macht jedes Bundesland seine Sache allein“, räumte Olaf Lies (SPD), Niedersachsens Minister für Wirtschaft, Arbeit und Verkehr, ein.

Am Ende des Forums gab es dann doch Namen und Ideen: Auch wenn eine Firma zum Beispiel in den Ländern Afrikas eine „lange Lernkurve“ brauche, wie es Stefan Mair vom BDI beschrieb, sei der Gang in derart neue Regionen Erfolg versprechend. Im Zweifel ist ein Blick auf Kenia oder Ruanda für manche Firma sinnvoller als die Fokussierung auf China. Der Tenor war: Kürzel wie die „Nächsten Elf“ helfen nicht weiter. Stattdessen muss der Blick in jedes einzelne Land gehen. Dabei kann jedoch helfen, die besagten „Elf“ zu kennen. Es sind Ägypten, Bangladesch, Indonesien, Iran, Mexiko, Nigeria, Pakistan, Philippinen, Südkorea, Türkei und Vietnam.